Die letzte Welle.

Roman von Hans Becker.

(7. Fortsetzung.)

Mit einladender Handbewegung nach einem Sessel hinweisend, hatte er zum Sitzen aufgefordert. Der Gast schien es nicht zu bemerken, er blieb stehen, und den Blick fest auf Trenteln gerichtet, sagte er:

„Ich komme im Auftrage und als Bevollmächtigter meiner Nichte, um mit Ihnen über die Scheidung zu unterhandeln."

Trenteln hatte nun doch fast seine Fassung verloren — das hatte er nicht erwartet, das nicht. — Wie ruhig und kaltblütig jener ihm das sagte!

Wohl hatte er, als ihm der Besuch gemeldet wurde, vermutet, daß man mit ihm unterhandeln wollte, natürlich nur in der Zuschußfrage, ihn zu bewegen suchen würde, sich mit einer geringeren Summe zufriedenzugeben — aber daß man ihm gleich mit den ersten Worten das Aeußerste antragen könnte, war ihm nicht in den Sinn gekommen.

Das war wohl auch nur eine Finte — nun, er ließ sich nicht einschüchtern, das ging nicht von Alice aus, die Familie hatte es ausgeheckt.

Diese Ueberlegung gab ihm seine Haltung zurück.

„Wir wollen doch Platz nehmen, es spricht sich dann besser." —

Und als Frankville auf diese wiederholte Aufforderung sich niederließ, setzte er sich auch.

Ein spöttisches Lächeln erschien um seine Mundwinkel, als er sprach:

„Sehr verehrter Herr von Frankville, Sie sehen mich erschüttert durch Ihre Frage — ich muß glauben, mich verhört zu haben, mir fehlt das Verständnis für Ihre Zumutung.

Während ich hier in banger Sorge sitze und von Stunde zu Stunde Nachricht von meiner Frau erwarte, wie es ihr gehe, wo sie sei — denn unerklärlicherweise sind die Briefe meiner Schwiegermutter so dunkel gehalten, daß ich das Schlimmste befürchten mußte — wird mir Ihr Besuch gemeldet.

Ein Schreck — gleich hinterher eine frohe Hoffnung erfüllte mich. Sie bringen mir gute Nachricht von Alice, es kann nicht anders sein — und plötzlich — aber es ist ja nicht möglich, ich habe mich verhört: Sie haben jenes Wort nicht ausgesprochen. Warum, weshalb" —

Er war aufgesprungen und ging nun wirklich erregt im Zimmer umher:

„Wer darf es wagen, sich zwischen mich und meine Frau zu stellen?"

Es hatte drohend klingen sollen, glitt aber an Frankville vorüber wie das Summen einer Fliege — nur das Gefühl des Widerwillens ergriff ihn — vor jenem da vor sich, der um schnöden Geldes willen mit dem Höchsten Spott trieb — denn was sonst war es, wenn dieser Mensch, der brutal seine Frau beschimpft, ihr den Glauben an Glück zerstört, sie fast in den Tod getrieben hatte, mit so hohen Worten um sich warf?

Er wartete, ob Trenteln weitersprechen würde; als dieser schwieg, erhob er sich und trat auf ihn zu, so daß Trenteln in seinem Lauf einhalten mußte:

„Herr von Trenteln, in dieser Weise kommen wir zu keinem Ende. Sie müssen versuchen, meinem Vorschlag mehr Ruhe entgegenzubringen, ich will mich auch deutlicher ausdrücken und der Sache gleich eine Form geben. Sie werden durch eine Scheidung in berufliche Schwierigkeiten kommen, vielleicht den Abschied nehmen müssen; wir möchten Sie nicht in pekuniärer Hinsicht schädigen: Also was verlangen Sie, wenn Sie in eine Scheidung mit meiner Nichte willigen?"

Als Trenteln aufbrausen wollte:

„Bitte, ich bin noch nicht fertig. Ich erkläre Ihnen hiermit, daß meine Nichte nie und nimmermehr zu Ihnen zurückkehrt, Sie müssen also wohl einsehen, daß große Worte hier nichts nützen, und daß es in Ihrem eigenen Interesse liegt, ohne solche sich klar und deutlich zu der Frage zu stellen, denn ich werde Sie nicht eher verlassen, als bis ich erreicht habe, was der Zweck meines Herkommens war. Ich will Ihnen die Sache erleichtern" —

Er achtete nicht darauf, daß Trenteln ihm einen bösen Blick zuwarf und ihn unterbrechen zu wollen schien, er sprach ruhig weiter:

„Also — wie Ihnen schon meine Schwägerin geschrieben — unser Geschäft hat bedeutende Verluste erlitten, die uns leider zwingen, in Liquidation zu treten und, als Folge davon, unsere Lebensweise einzuschränken — wenigstens oder eigentlich in höherem Maße, soweit das meinen Bruder, dessen Familie und alle, die sich dazu rechnen, angeht, da natürlich der große Gewinn, den das Geschäft bisher abgeworfen, fortfällt.

Ich als einzelner Mensch bleibe etwas besser gestellt und hätte mich, um meinen Bruder und dessen Frau vor Sorge zu schützen, auch erboten, meiner Nichte die allerdings verkleinerte Zulage weiter zu zahlen. Wie Sie diesen Vorschlag aufgenommen haben, wissen Sie ja selbst am besten, und Sie werden sich sagen müssen, daß ich nach dem Vorfall, der unserm Anerbieten gefolgt ist, und im Hinblick auf den Umstand, daß meine Nichte unter keinen Umständen zu Ihnen zurückkehren will, keinen Grund mehr sehe, meine Absicht zu verwirklichen, so daß Sie sich die Sache jetzt wohl nochmals überlegen werden müssen."

Er machte eine Pause und wartete, ob er eine Antwort erhalten würde.

Die Mienen Trentelns hatten erst Hohn ausgedrückt — nach wie vor glaubte er an die großen Verluste nicht, diese Menschen wollten nur mit ihm handeln, er war ihnen zu teuer geworden, oder sie wollten ihn abschrecken, daß er von seiner Forderung, Kapital herauszugeben, absehe — nach und nach, als Frankville wettergesprochen, waren Zweifel in ihm entstanden — etwas mußte doch dahinter stecken. Wie sollte er dann mit den paar Gulden leben können, noch dazu mit der verwöhnten Frau.

All sein Aerger galt jetzt ihr. Sie wollte nicht zu ihm zurück. Gut, schön — mochte sie bleiben, wo sie war — er hatte kein Verlangen nach einer armen Frau. Scheidung verlangte sie — auch gut. — Aber es war nur billig, daß sie ihm durch Zahlung einer größeren Summe zu weiterem Fortkommen verhalfen.

Das flog ihm alles durch den Kopf, während es in ihm vor Wut kochte und er den so hoheitsvoll Dastehenden, dessen Ruhe ihm wie Hohn erschien, am liebsten niedergeschlagen hätte — aber ruhig, ruhig, sich nur nicht hinreißen lassen!

Er atmete tief auf, noch einmal wollte er anstandshalber versuchen, den Onkel Alicens umzustimmen, obwohl er auf keinen Erfolg rechnete und ihn auch nicht wünschte. Er zwang sich zur Ruhe und Würde.

„Herr von Frankville — ich kann auf Ihren Vorschlag nicht eingehen — meine Frau hat mich verlassen, ich fordere, daß sie zu mir zurückkommt."

„Herr von Trenteln, ich bitte, bleiben wir bei der Sache. Meine Nichte würde eher sterben, als daß sie das täte — über diesen Punkt haben wir nicht zu verhandeln! Hier handelt es sich nur um die Frage, was Sie als Entschädigung verlangen, wenn Sie ohne Umstände in die Scheidung willigen, damit meine Nichte schnell frei wird, nicht auch noch unter dem Prozeß, der ja nicht zu umgehen ist, lange zu leiden hat. Also klipp und klar, nennen Sie Ihre Forderung. Sobald wir uns darüber geeinigt haben, wird Herr Doktor Landauer, der Rechtsbeistand meiner Nichte, sich mit Ihnen in Verbindung setzen, um das Weitere zu erledigen."

Trenteln hatte sich abgewandt und stand an seinem Schreibtisch.

Den Kopf tief herabgebeugt, machte er den Eindruck eines in Gedanken Versunkenen.

„Herr von Trenteln, ich warte noch immer auf Ihren Bescheid", hörte er Frankvilles Stimme nach einer Pause wieder, eben, wie er mit seinem Entschluß fertig geworden war.

Was konnte längeres Zögern nützen! Der Mann da in seinem Zimmer war unbeugsam — er wußte, was er tat. Da half kein langes Ueberlegen — er mußte sehen, die Sache mit Anstand zu Ende zu führen.

„Herr von Frankville — Sie haben vorhin angedeutet, daß mir die Scheidung, der Prozeß in meiner Karriere schaden wird, daß ich meinen Abschied nehmen, etwas anderes ergreifen muß — Sie sahen auch ein, daß ich das ohne Geld nicht kann. Sie trafen das Richtige — sonst — seien Sie überzeugt, würde ich mich auf diesen unvornehmen Handel nicht einlassen. — Aber in der Zwangslage, in die Sie mich versetzen, muß ich an mich denken, und kann es doch nicht über mich bringen, in Ziffern zu sprechen, mein Ehrgefühl sträubt sich dagegen." —

„Ich verstehe, kommen wir zum Schluß, ich will Ihr Ehrgefühl, das Sie meiner Nichte gegenüber weniger deutlich bekundet haben, nicht verletzen, und da ich Kaufmann bin, selbst den Preis nennen, den ich biete. Also: Sie behalten die Kaution, wir geben noch 25,000 Mark dazu, alles zahlbar am Tage, an dem das Gericht den Scheidungsspruch fällt — die Aussteuer meiner Nichte geht zurück, ich werde darüber verfügen. Wenn Sie einverstanden sind, gehen wir demnächst zu einem Notar, der unsere Abmachung bescheinigt; das Weitere wird, wie gesagt, meiner Nichte Rechtsbeistand Ihnen mitteilen."

Trenteln hatte mehr erwartet — ein Blick in das entschlossene Gesicht Frankvilles ließ ihn erkennen, daß er Weiteres nicht zu hoffen habe. — Schon wollte er seine Zustimmung geben, da sprach Frankville weiter: „Bis zum Ende des Prozesses sollen Sie die Hälfte des bisherigen Betrages der Zulage regelmäßig erhalten — in dem Entwurf, den Doktor Landauer aufgesetzt hat und den wir beim Notar unterschreiben werden, ist auch das vorgesehen."

Trenteln nickte stumm.

Als Frankville aus dem Hause trat, atmete er tief auf — Alice war frei!

* * *

Herr Alfred von Frankville saß auf der Veranda der kleinen Villa in Friedrichroda und legte Patience.

Wenn die zweiundfünfzig Karten ausgelegt waren, begann er von neuem, nur wenn Besuch kam, pflegte er damit aufzuhören und in langer Schilderung seine Leiden herzuzählen — er war böse auf jeden, der ihm nicht glauben wollte.

Er könne nicht mehr so viel gehen, das strenge ihn zu sehr an, und namentlich — das letztere sagte er jedoch nur, wenn seine Frau nicht in der Nähe war — der Appetit fehle ihm jetzt. Denn er quälte Frau Leonore stundenlang damit, was sie zum Mittag- und Abendessen herrichten lassen sollte, wandte, wenn sie ihm hin und wieder eine zu schwere Speise versagen mußte, List an, um sich solche zu verschaffen, schlich in die Küche, um der Köchin heimlich einen Befehl zu geben, und freute sich wie ein Kind, wenn er seinen Willen durchgesetzt hatte.

Wie ein Kind stand er auch sonst dem Leben gegenüber — kaum hatte er noch für irgend etwas Interesse; nur ab und zu ergriff ihn die Furcht, daß er verhungern müsse, daß das ihnen verbliebene Kapital nicht bis zu seinem Lebensende ausreichen würde.

Die Frage: „Sag mal, Leonore, wieviel besitzen wir?" — wiederholte sich fast täglich, seine Frau mußte ihm dann genau vorrechnen, wie groß ihr Vermögen sei, wieviel auf der Bank läge, und was sie an Zinsen zu verleben hätten.

Sie, die in ihrer Ehe sich nie darum zu kümmern gehabt, nie mit Geld zu rechnen verstanden, tat das jetzt geduldig immer von neuem, ging stets auf seine Fragen ein, wenn sie auch zu fühlen glaubte, daß er, nachdem sie kaum angefangen, nicht mehr hinhörte, ja schon vergessen hatte, was er eigentlich zu wissen wünschte.

Außer diesen Geld- und Essensfragen gab es nur noch eins, was seine Teilnahme erregte: Das war der Briefträger.

Soweit er von seiner Veranda aus sehen konnte, verfolgte er ihn auf seinem Gange.

„Sieh mal Leonore, da drüben in der Villa war er zehn Minuten lang — ich habe nach der Uhr gesehen — warum mag er sich da immer so lange aufhalten? Gewiß schwatzt er mit der Köchin und läßt alle anderen warten."

Heute war es ihm zu arg geworden. Er hatte seine letzte Patience nicht beendet und starrte auf die Straße hinaus, aber nicht auf die Villa, welche sonst der Briefträger bevorzugte — sondern auf eine Nebenvilla, die erst vor einigen Tagen bezogen worden war.

„Denk dir, Leonore," sagte er zu seiner Frau, die eben auf die Veranda heraustrat, „bei den neuen Einwohnern ist er noch im Hause — zwölf Minuten sind schon vergangen."

Dabei zeigte er auf seine Taschenuhr, die er in der Hand hielt, und wurde erst wieder ruhig, als er den Postboten heraustreten sah.

„Da ist er — nun kommt er zu uns."

Frau Leonore lächelte still — ein kleines, ergebungsvolles Lächeln, das ihr anhaftete, seitdem sie von der Höhe ihres Glückes herabgestiegen war.

Mein Gott ja, sie hatten zu leben, reichlich zu leben, pekuniäre Sorgen traten nicht an sie heran, aber da waren die Kinder, über deren Schicksal das Mutterherz sich nicht beruhigen konnte.

Alice. Was würde aus ihr werden, wie würde sich ihr Leben gestalten?!

Die Scheidung war inzwischen ausgesprochen, Alice war frei. Aber die Mutter war doch in Sorgen um sie.

Noch immer war sie mit Onkel Richard auf Reisen. Eine geschiedene Frau mit einem unverheirateten Mann allein auf Reisen, wenn auch der Onkel ein kranker Mann war — es mußte doch überall Anstoß erregen.

Wenn ihrer Tochter Briefe auch heiter klangen, sie stets ihr Leben als ein ruhiges und glückliches schilderte — Frau Leonore glaubte nicht daran, sie fühlte, daß sie nicht die Wahrheit schrieb, wußte, daß es oft zwischen den Schilderungen ihrer Reiseerlebnisse kleine, hingeworfene Worte gab, die von uneingestandener Sehnsucht sprachen.

Aber was wollte sie tun — all ihre Einwände hatten nicht geholfen — Alice, die immer so gut und nachgiebig gewesen, war auf einmal so selbständig geworden und hatte auf ihrem Willen bestanden.

Dahinter steckte Onkel Richard, anders war es nicht denkbar — sonst wäre die Tochter doch ins Elternhaus gekommen, hätte hier Ruhe und Trost gesucht. Aber der Mutter Bitte hatte sie abgelehnt.

„Laß mich, Mama" — schrieb sie damals — „ich kann jetzt nicht, ich muß erst mit mir allein fertig werden; jetzt würde ich Euch nur zur Last sein. Ich bin am besten bei Onkel Richard aufgehoben — zwei Kranke, die zusammengehören."

Frau Frankville hatte sich fügen müssen.

Dann war Lothar. Gleich zu Anfang, als sie hierher übergesiedelt, war er hier zu Besuch gewesen. Die Uniform hatte er ausgezogen — merkwürdig, wie ruhig der Junge das hingenommen hatte. Es war doch sein Lebensplan gewesen, Offizier zu werden — nun hatte er sich fast gleichgültig dagegen gezeigt. Er fühle sich in seiner neuen Lebenslage sehr glücklich, das Gut, auf dem er sich befand, sei zwar nicht übermäßig groß, kein Rittergut, aber er arbeite sich ein, und später, wenn er fertig wäre, könne er ja vorläufig eine Domäne pachten.

Bei der Abreise — die Mutter hatte ihn zum Bahnhof begleitet und schon den letzten Abschied genommen — war er noch einmal aus dem Wagen gesprungen, hatte sie schnell nochmals umarmt und geküßt und ihr zugeflüstert:

„Eine Tochter ist auch auf dem Gute, ein reizendes Mädchen."

Frau Leonore war in Sorgen zurückgeblieben: Sie kannte ja seine Neigungen — weiß Gott, wohin er sich wieder verirrt hatte.

Und dazu das große Kind — ihr Mann.

„Das große Kind" meldete sich eben wieder:

„Leonore, er ist vorbeigegangen, für uns hat er wieder nichts — warum nur Alice nicht schreibt, auch Lothar, beide lassen nichts von sich hören."

„Aber Alfred — von Alice hatten wir vorgestern einen Brief, und Lothar schreibt doch nicht oft, er hat doch erklärt, daß das Leben in Feld und Wald ihn gar nicht dazu kommen lasse, daß er früh aufstehe und abends todmüde sei."

Alfred Frankville nahm seine Karten wieder auf — er schien schon vergessen zu haben, was er eben gesagt hatte — doch nochmals wandte er sich an seine Frau. Sein Gesicht hatte dabei den Ausdruck der Zufriedenheit angenommen, aus seinen Worten sprach Genugtuung:

„Es ist doch ein Glück, daß Alice von Trenteln geschieden ist — denke doch mal, was hätten wir tun sollen, wenn wir jetzt noch den großen Zuschuß bezahlen müßten! So sind wir das los — Alice ist bei Richard gut aufgehoben, sie wird ihn einmal beerben" — und leise, im Flüsterton: „Weißt du, was ich glaube? — Richard hat bei der Liquidation ein gutes Geschäft gemacht, er hat für sich ein ordentliches Stück Geld genommen, das fällt alles Alice zu."

Ueber Frau Frankvilles Züge ging ein schmerzliches Zucken.

Sie wollte es nie wahrhaben, daß ihr Mann geistig schwach würde — hatte das auch gegen den Arzt, der Andeutungen gemacht, heftig bestritten; nach solchen Worten mußte sie sich doch eingestehen, daß es Augenblicke gab, in denen er geistig minderwertig erschien. Diese ewigen unnützen Sorgen um den Lebensunterhalt, dieser häßliche Verdacht gegen den eigenen Bruder, die Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der Kinder — das alles ließ sich nicht wegleugnen — und doch wies sie den Gedanken immer wieder zurück, daß das etwas anderes sei, als der oft stärker hervortretende egoistische Zug des Alters, nur noch für das eigene Wohlergehen Empfindung zu haben.

Warum Schlimmeres glauben? — Das würde das Leben zur Qual machen.

* * *

„Bist du nicht müde, Alice?" — So voll Sorge klangen die Worte des Fragenden, der sich aus seiner ruhenden Stellung in dem über den Gardasee langsam dahingleitenden Boote aufgerichtet hatte.

„Aber Onkel — das fragst du jede Minute, du weißt doch, daß mir das Rudern Vergnügen macht, außerdem" —

Sie schwieg, ihre Blicke verfolgten sinnend einen Adler, der sich aus dem Gebüsch am Ufer erhoben hatte und mit langsamem Flügelschlag zur Höhe strebte.

Jetzt schwebte er über den grauen, hochragenden Felsen, ein paar stärkere Schläge mit den weit ausgespannten Flügeln — bald war er ihren Blicken entschwunden.

Alice sah in die leere Luft — mit leeren Augen.

Sie war nicht müde, sie hatte die Wahrheit gesagt, nicht müde im Sinne der an sie gestellten Frage — sie brauchte Bewegung, Ermüdung — und wenn sie ausgesprochen haben würde, was sie in ihrer Antwort zurückgehalten, so hätte es gelautet: „Außerdem — ich muß mich müde machen, ich muß mein Denken, mein Fühlen betäuben, denn ich fürchte mich vor den qualvollen Stunden der Selbstbesinnung."

Aber das durfte er, der vor ihr im Boote saß, nicht wissen, nie erfahren, er würde Schmerz empfinden, unstillbaren Schmerz, wenn er glauben müßte, daß sie nicht glücklich sei, daß ihr das Leben anfing, zur Last zu werden. Denn das, was sie zu erkennen geglaubt, damals, nach ihrer Krankheit, als seine Worte so anders geklungen, was sie in ihrer Verzweiflung und Lebensnot, in dem einzigen Verlangen, Schutz zu finden, jemanden zu haben, der ihr zur Seite stünde, von sich gewiesen — immer deutlicher hatte sie es erkannt: Er liebte sie.

Nie hatte er davon zu ihr gesprochen, aber der Ton seiner Worte war weicher, seine Blicke wärmer geworden — aus jeder Handreichung fühlte sie seine Liebe, seine zärtliche Sorge um sie — und sie hatte nichts dagegen einzusetzen, nichts als ärmliche verwandtschaftliche Zuneigung.

Er erschien kränker seit den Monaten ihres Zusammenlebens.

Seine Gestalt hatte sich mehr gebeugt, die guten, klugen Augen blickten müder. Und doch nie eine Klage — nicht er erschien sich krank und hilfsbedürftig — sein ganzes Denken galt ihr.

Sie fühlte, wußte das und konnte doch nicht helfen. Nur Mitleid, großes Mitleid war in ihr, Mitleid mit ihm — und mit sich. Schon kam sie sich oft selbst wie eine Kranke vor. Der stete Umgang mit ihm, nur mit ihm, dem Kranken, hatte ihre Nerven angegriffen; von dem vielen Herumreisen war sie müde.

Und anderes war hinzugekommen, Aeußeres. Sie hatte Blicke aufgefangen, Worte flüstern gehört, die ihr Verhältnis zu ihrem Mitreisenden anzweifelten. — Das nagte an ihr, trübte ihr die Freude an den Schönheiten der Natur, der Kunst, die sie sonst mit offenen Sinnen genossen haben würde. Dann, mit einem Male stand eine dunkle Sehnsucht in ihr auf, die wuchs zum Verlangen — nach dem Leben, nach Liebe.

Wie sie mechanisch die Ruder hob und auf die glitzernden Tropfen, die daran herunterfielen, blickte, stiegen aus der Tiefe des Sees Bilder auf — Bilder der Vergangenheit.

Die Gestalt ihres Mannes — hatte sie recht gehandelt, sich so unversöhnlich zu zeigen, hätte nicht doch alles noch gut werden können, wenn sie nicht geflohen wäre?! War es nicht doch nur aus Lebensunklugheit geschehen — ihr krankhafter Zustand daran schuld gewesen? — Sie hatte in dem unseligen Augenblick, als jene bösen Worte fielen, nicht an alles gedacht, und keine milde Stimme hatte an ihrer beider zerstörtes Leben gemahnt, das folgen mußte, wenn sie ging. Unversöhnbar war sie fortgegangen.

War sie es auch geblieben? —

War dies die erste Stunde, in der Zweifel in ihr aufstiegen?!

In ihrem Grübeln wurde sie gestört.

„Wir müssen umkehren, Alice, wir sind nahe bei der italienischen Grenze, ich sehe dort links am Ufer den Wachtposten."

Erleichtert atmete sie auf — dankbar für die Worte, die sie aus ihrem leidvollen Denken rissen. Wozu nützte das! — Es war ja alles vorbei, zu Ende — vielleicht war es doch das Richtige gewesen.

Einen stechenden Schmerz empfand sie bei dem letzten Gedanken, der noch blitzschnell durch ihren Kopf zuckte: Er hatte sie für Geld freigegeben!

Auf den Zuruf Frankvilles hatte sie das rechte Ruder stärker ins Wasser gedrückt, das linke ruhen lassen — langsam machte der Kahn eine Drehung. Dann, als die Spitze Riva zugekehrt war, bewegte sie beide Hölzer wieder in gleichmäßigem Takt.

Dem Boote nach, von Italien herüber, zogen langsam dunkle Wolken. Das bisher so leuchtende Bild schwand, der See nahm eine dunklere Färbung an, erschien fast schwarz. Die Felsen starrten drohend auf sie herunter.

„Es kommt ein Wetter!" hörte sie Frankville sagen.

Sie hatte in ihrer Verträumtheit auf die Veränderungen rings um sich her nicht geachtet, jetzt hob sie den Kopf, wandte den Blick zurück — dann setzte sie die Ruder stärker ein, das kleine Fahrzeug schoß dahin, daß das Wasser aufspritzte und im Kiel sich eine schäumende Furche bildete.

Richard Frankville folgte ihren Bewegungen mit den Augen.

Durch die halbe Finsternis, die sich um sie herum gebildet, leuchtete das Weiß ihrer Arme, von denen sie die halblangen Aermel zurückgestreift — er sah unter der dufrigen, hellen Bluse die sich hebende und senkende Brust — die kleinen Füße, die sich fest gegen die Latte im Boot stemmten, um dem Körper für die größere Anstrengung festere Stütze zu geben — er mußte die Augen schließen, um das heiße Gefühl, das in ihm aufstieg, zu erdrücken.

Nicht das erstemal geschah das.

Wie oft schon hatten seine Blicke verlangend auf ihr geruht, wie oft schon hatte er sich mit aller Kraft zurückreißen müssen, um sie nicht an sich zu ziehen, ihr zu gestehen, was in ihm vorging.

Noch immer war er Sieger über sich geblieben; stets hatte die Furcht, sie zu erschrecken, zu ängstigen, ihm die Besonnenheit zurückgegeben.

Denn was durfte er erwarten? Sie war lieb und gut zu ihm, sie umsorgte ihn und suchte ihm jede Bequemlichkeit zu schaffen — das war aber auch alles. Nie hatte er ein anderes Gefühl, ein Gefühl, nach dem alle seine Sinne lechzten, in ihr wahrnehmen können.

Und durfte er daran denken, mußte er sich nicht mit dem begnügen, was sie ihm bot? Hatte er anderes erwartet?! Hatte er nicht geglaubt, glücklich zu sein, wenn sie nur stets bei ihm war?

Gewiß, ja — aber jetzt war sie frei. — Mit dem Augenblick ihrer Befreiung war neues Hoffen in ihm erwacht: Seine Sehnsucht hatte neue Formen angenommen.

Die dunklen Wolken waren vorübergegangen — nur wenige Tropfen hatten sie über Riva ausgesprengt, das Gewitter hatte sich nicht entladen. —

Jetzt nach dem Souper war der Himmel wieder klar. Die Wärme des Tages hatte nicht nachgelassen.

Die Terrasse des Hotels war mit plaudernden und lachenden Menschen besetzt, nur Alice und Frankville hatten einen Platz unten am See gewählt.

Schweigend, wie auf Verabredung, hatten sie die Gesellschaft verlassen, schweigend horchten sie auf das leise Anschlagen der Wellen in der fast schreckhaften Ruhe der sie umgebenden Einsamkeit.

Um sie herum tiefe Dunkelheit — nur fern am Horizont ab und zu ein Aufleuchten des abgezogenen Gewitters. —

Sie waren beide in Gedanken — die seinigen gingen zu ihr, die ihren weit fort in die Vergangenheit.

Von dem See wanderten seine Blicke zu ihrem lieblichen Gesicht.

Sie hatte den Kopf zurückgelehnt, ihre Augen geschlossen, die Hände ruhten verschlungen in ihrem Schoße.

Ein Bild matter Lässigkeit, und doch war diese Lässigkeit wie Sehnsucht nach etwas, was kommen mußte.

Er faßte nach ihrer Hand und löste sie aus der Verschlingung — ein wonniges Gefühl durchzuckte ihn, als er keinen Widerstand fand.

Ihre Augen blieben geschlossen, ihr Atem ging tiefer, schneller — hatte das seine Berührung bewirkt — fühlte sie doch mehr für ihn, als er zu hoffen gewagt? War der Augenblick gekommen, sich das Glück, ein ganzes, volles Glück zu erobern?!

„Alice!"

Sie antwortete nicht, sie war wie in einem Traumzustand, wußte nicht, wo sie sich befand, wer bei ihr war und ihren Namen nannte.

Die Vergangenheit hatte ihre ganze Macht über sie gewonnen, vor ihren Augen erschien wieder das Bild ihres Mannes — sein Bild aus der ersten Zeit ihrer Liebe — sie fühlte das heiße Verlangen, das sie durchströmte, als er sie zum erstenmal in seine Arme geschlossen, sie trunken vor Glück an seiner Brust geruht hatte — und in diesem Erinnern, das mit seiner Gewalt ihre Sinne täuschte, lehnte sie sich an den Mann, der sie an sich zog, und erwiderte seine Küsse.

Minuten blieben sie in dieser Versunkenheit, er fühlte, wie sich ihr Körper inniger an ihn schmiegte, wie ihre Hand glühte — nur eine Sekunde stand zwischen ihm und seinem Glück.

Doch sein Wille war gelähmt. Ein Wort, ein Name, den sie geflüstert, gehaucht, riß ihn zurück. Wie Eisestälte packte es ihn — sie hatte den Namen ihres Mannes genannt.

Also nicht ihm galten ihre Küsse, nicht ihm ihre Leidenschaft, jenem anderen, der sie verachtet, verstoßen, verkauft! — Nur im Augenblick der Täuschung hatte er empfangen, was jenem gehörte, was nicht ihm galt!

Aufschreien hätte er mögen — so schmerzhaft war dies Empfinden.

Wie ein Wahnsinniger kam er sich vor, daß er zu hoffen gewagt, wie ein Narr, den man verspottet — und doch — die Seligkeit des Augenblicks hätte er nicht missen mögen — um eine Welt nicht.

Noch immer hielt er sie umschlungen, doch plötzlich riß sie sich los.

In ihren Augen irrlichterte es — suchend gingen sie umher, um auf Frankville haften zu bleiben. Da wurden ihre Blicke starr, allmählich kam ihr die Erinnerung, das Bewußtsein und mit diesem die Erkenntnis, daß alles nur ein Traum gewesen.

Oder vielleicht doch kein Traum — aber dann hatte sie in den Armen jenes gelegen, der sie jetzt mit so traurigem Ernst anblickte, ihre Lippen hatten auf den seinen geruht: die Wonne der vergangenen Minuten dankte sie ihm.

Sie schlug die Augen nieder, sie fühlte heiße Scham in sich aufsteigen — trotzdem konnte sie ihm nicht zürnen.

Noch hielt der Rausch an, der sie an seine Brust gedrängt, das Bild des anderen war fort — verblichen — einem Phantom gleich.

Tief atmend zog sie die reine Luft ein — ihre Augen streiften den neben ihr Sitzenden.

Er hatte sich abgewandt und sah über den See hinweg.

Sie wollte sprechen, ihm ein paar liebe Worte sagen, um ihm zu zeigen, daß sie nicht zürne — sie fand nichts — langsam war die Bezauberung von ihr gewichen. Nichts war zurückgeblieben als Mitleid — heißes Mitleid, daß sie sein Gefühl nicht erwidern konnte.

Durfte sie ihm das sagen — jetzt in diesem Augenblick — ihm jede Hoffnung nehmen — oder mußte sie ihn in seiner Täuschung lassen?

(Fortsetzung folgt.)